

Wie wird das Bemühen um Normalisierung den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht?

Sehr geehrter Herr Rektor Dr. Gäbler! Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich bedanke mich für die Einladung zur Teilnahme an diesem Symposium und freue mich, daß ich heute hier sein kann¹.

1. Ein Blick zurück

Im Jahre 1969 legte der Schwede Bengt Nirje in seinem Beitrag „Das Normalisierungsprinzip und seine Auswirkungen in der fürsorgerischen Betreuung“ die erste systematische Darstellung zum Normalisierungsprinzip vor². Das Normalisierungsprinzip war bereits im Jahre 1959, also bereits ein Jahrzehnt zuvor, in dem dänischen Gesetz über die Betreuung von Menschen mit geistiger Behinderung als grundlegendes Prinzip formuliert worden. Dort heißt es: „Unter Normalisierung versteht man: Anerkennung des geistigbehinderten Menschen und seiner Behinderung; Gleichstellung des Behinderten mit anderen Bürgern des Landes; das Recht der Behinderten auf Behandlung, Unterricht und Ausbildung, die dem jeweiligen Behinderungsgrad anzupassen sind, damit sie sich optimal entwickeln können.“³

Von dieser Position ging Signalwirkung aus. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie seinerzeit das Normalisierungsprinzip ansteckend wirkte, wie es das Denken und Handeln in Bewegung brachte. Vor allem in Schweden wurde es in breitem Maße rezipiert. In den USA breitete es sich sozusagen im Laufschrift aus. Damals ging es vor allem darum, die Änderung der ökonomischen Lebensbedingungen, die Verbesserung der Ausbildungssituation und die Gleichstellung in rechtlicher Hinsicht zu erreichen.

Wolf Wolfensberger hat in seiner Entfaltung des Normalisierungsprinzips drei Aktionsebenen und zwei Handlungsdimensionen unterschieden. Bei den Dimensionen für das Handeln geht es einerseits darum, was Menschen mit Behinderungen selbst betrifft, und

andererseits um die Art und Weise, wie sie in den Augen der Umwelt erscheinen bzw. der Umwelt präsentiert werden⁴. Hinsichtlich der drei Aktionsebenen geht es um die Aktionsebenen der Person, der sozialen Bezugsgruppen und der gesellschaftlichen Systeme. Dementsprechend wurden die Akzente auf der (1) personalen Aktionsebene auf die Normalisierung durch Beeinflussung und Veränderung des einzelnen Menschen mit Behinderungen gelegt, daß er bzw. sie es lernt, sich in der Weise zu bewegen, wie es gesellschaftlich akzeptabel erscheint. (2) Auf der Aktionsebene der primären und sozialen Bezugsebene geht es um die Normalisierung durch Beeinflussung und Veränderung von Institutionen und Gruppen, mit denen und in denen Menschen mit Behinderungen leben. D.h. konkret: angemessene Wohnungen bereitstellen, die Umgebung so gestalten, daß Kontaktaufnahmen mit Menschen möglich sind usw. Kurzum: Es geht um die Veränderung der institutionellen Gegebenheiten. (3) Auf der Aktionsebene der gesellschaftlichen Systeme geht es um Normalisierung durch Beeinflussung und Veränderung der Gesellschaft allgemein. Dies bedeutet z.B. die mögliche Veränderung von Schulsystemen, die Neuformulierung von Gesetzen und die Neudefinierung von Devianz.

Die Sonderpädagogin Heidemarie Adam schreibt dazu: „Durchschnittliche und gesellschaftlich akzeptierte Bürger müssen ermutigt und dazu angeregt werden, ihre Vorstellungen von dem, was als ‚normal‘ gilt, zu verändern . . . Allen Mitgliedern der Gesellschaft muß klargemacht werden, daß wir selbst festlegen, was als ‚andersartig‘ gilt. Es ist nötig, sich dafür einzusetzen, Unterschiede in Haartracht, Kleidung, Sprache, Hautfarbe, Rasse, Religion, Nationalität, Alter, Geschlecht, Intelligenz und Ausbildung im größeren Maße als bisher zu tolerieren. Ebenso muß man sich dafür einsetzen, Behinderungen aller Art zu akzeptieren. Es ist wichtig, daran zu erinnern, daß sich Reaktionsweisen auf Andersartigkeit generalisieren.“⁵

Im Rückblick muß man dankbar feststellen: Es ist damals und seitdem viel erreicht worden. Auch die evangelische Diakonie verdankt dem Normalisierungsprinzip vielfältige Anstöße in ihrer Arbeit⁶. Zugrunde lag diesem Aufbruch ein bestimmtes Verständnis des Menschen, eine Sicht seiner Stellung in der Gesellschaft. Es ist keineswegs zufällig, daß damals von den Menschenrechten her argumentiert wurde, d.h. von einem Verständnis des Menschen her, das davon ausgeht, daß alle Menschen gleich sind, gleichen Wert und gleiche Rechte haben. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert: Die Schrittmacherfunktion

der evangelischen Diakonie im 19. Jahrhundert in der Behindertenfrage war auch von einem bestimmten Verständnis des Menschen geleitet: dem biblischen Menschenbild. An solchen Aufbruchsituationen wird deutlich: Die Frage nach dem Menschenbild ist stets wichtig gewesen und bleibt auch für uns heute und für unsere Arbeit mit Menschen mit Behinderungen eine entscheidende Frage. Sie ist in unseren Tagen wieder neu aktuell geworden.

Im Blick auf die Normalisierungsfrage hat es an vielen Stellen das Mißverständnis gegeben, als ob es darum gehe, Menschen mit Behinderungen zu „normalen Menschen zu machen“, indem man sie einfach an die geltenden Normen der Gesellschaft anpaßt. Dahinter steht die Überlegung, daß man die Gesellschaft mehrheitlich als „normal“ ansieht und ihre Lebensformen bzw. Institutionen auf diese Normalität hin ausrichtet. Dann müssen von der Norm abweichende Menschen notwendigerweise als behindert definiert werden und als förderungswürdig im Sinne der Normanpassung gelten. Das führt zu einem „Terror“ der Normalität, zu einem „Wahn“ der Normalität. Ich darf aber daran erinnern, was ich vorhin zitiert habe: „Unter Normalisierung versteht man: Anerkennung des geistigbehinderten Menschen usw.“

Es geht also nicht um Anpassung, sondern um Anerkennung von Menschen mit geistiger Behinderung und um ihre Gleichstellung mit den übrigen Bürgern und Bürgerinnen des Landes. Die Definition spricht am Ende davon, daß die jeweiligen Aktivitäten und Vorgehensweisen „dem jeweiligen Behinderungsgrad anzupassen“ sind. Es geht also um eine Anpassung in der umgekehrten Richtung. Normalisierung bezeichnet demnach einen Prozeß, nicht einen statischen Zustand – etwa im Sinne genau festgelegter Normen. Im letzteren Fall würden wir von vornherein ein fest umrissenes Bild haben, auf das hin Menschen mit Behinderungen „ausgerichtet“ werden sollen. Die Rede vom Prozeß meint vielmehr: Es gilt, danach zu fragen, welche Schritte als nächste zu gehen sind und welches die Ziele sind, die als nächste realistischerweise ins Auge zu fassen sind.

Ausgehend von dieser kurzen Rückerinnerung möchte ich dem Zusammenhang von Normalisierung und den Bedürfnissen menschlicher Existenz weiter nachgehen, indem ich (2) nach den menschlichen Bedürfnissen und dem Bedarf des Menschen nach Anerkennung frage, sodann (3) Aspekte des christlichen Menschenbildes herausstelle, (4) den Blick darauf richte, was das im Blick auf die künftigen Aufgaben der Behindertenarbeit bedeutet und schließlich (5) das Ganze noch einmal

bündele in dem Satz: „Normal ist es, verschieden zu sein.“

Wenn wir heute danach fragen, was mit Normalisierung gemeint ist, so tun wir das im Kontext unterschiedlicher gesellschaftlicher Entwicklungen, ja gegenläufiger Trends. Auf der einen Seite ist festzustellen, daß in den letzten Jahren im pädagogischen Bereich in der Integrationsfrage entscheidende Schritte nach vorne getan worden sind. Auf der anderen Seite ist unsere Situation durch Schlagworte wie „Neue Behindertenfeindlichkeit“, „Singer-Debatte“ und „Gentechnologie“ zu kennzeichnen. Damit haben wir einen neuen Kontext, in dem die Normalisierungsfrage weiter zu bedenken ist. Wobei wir hier wieder Fragen aufnehmen müssen, die wir eigentlich als erledigt betrachtet hatten.

2. Menschliche Bedürfnisse und der Bedarf nach Anerkennung

Wie ist das nun eigentlich mit den menschlichen Bedürfnissen? Wenn wir uns dem Begriff „Bedürfnis“ zuwenden, so ist es interessanterweise so, daß weder in der griechischen Sprache noch in der lateinischen Sprache dafür ein Äquivalent vorhanden ist. Es ist ein relativ junger Begriff, der erst im 18./19. Jahrhundert in Gebrauch gekommen ist. Es zeigt sich, daß wir nicht davon reden können, daß es natürliche Bedürfnisse gibt, die einfach offen am Tage liegen. Was hier bei uns in Europa als legitimes Bedürfnis gilt, muß noch längst nicht in Japan oder Indien z.B. als ein solches anerkannt sein oder umgekehrt. Insofern sind Bedürfnisse nicht einfach natürliche, naturgegebene Bedürfnisse. Sie sind auch nicht einfach universale Bedürfnisse. Vielmehr gilt: Bedürfnisse sind immer schon kulturell geprägt. D.h. sie bedürfen der Gestaltung und Begrenzung durch ein Ethos. Wir müssen mit ihnen verantwortlich umgehen. Wir sprechen darum nicht ohne Grund von legitimen und illegitimen Bedürfnissen. Es ist darum sinnvoll, danach zu fragen, wieweit sie dem Menschen angemessen und für ein gelingendes Leben förderlich sind. So kommen wir dazu, die Bedürfnisse zu interpretieren und bewerten. Dabei kommt die Frage unserer Überzeugungen ins Spiel. Überzeugungen sind selbst ebenfalls nicht einfach etwas Naturwüchsiges, sondern sie bilden sich aufgrund von Erfahrung und Überlieferung. Sie sind auf Überlieferungen angewiesen.

Nun gibt es ganz unterschiedliche Ausformulierungen dessen, was Bedürfnisse sind. Man kann etwa zwischen grundlegenden Bedürfnisse (Raum und Zeit), personengebundenen Bedürfnissen (biologischen, psychologischen, geistigen), umweltbezogenen Bedürfnissen (sozialen, politischen, ökologischen) und religiösen Bedürfnissen

(Sinnsuche, Orientierungssuche) unterscheiden. Ich möchte hier aber kein System entwickeln, sondern einige wichtige Bedürfnisse, die für menschliches Leben bedeutsam sind, nennen: Der Mensch ist auf Zuwendung und Anregung, Herausforderung und Anerkennung angewiesen; er ist lebenslang auf der Suche nach Sinn; er ist Individuum; er möchte etwas bewirken bzw. vollbringen; er will immer wieder seine Vereinzelung überwinden; er entwickelt Perspektiven und Hoffnungen⁷. Solche Formulierungen sind deswegen hilfreich und weiterführend, weil sie wesentliche Aspekte des Menschseins ansprechen. Es ist deutlich erkennbar, daß darin auch Überzeugungen und Grundannahmen über den Menschen enthalten sind.

Ich möchte den ersten Aspekt, daß der Mensch auf Zuwendung und Anerkennung angewiesen ist, weiter vertiefen, weil in der am Anfang des Referates zitierten Definition von Normalisierung, ja eben diese grundlegende Prämisse enthalten ist, daß es zum Menschsein gehört, daß er anerkannt wird: „Unter Normalisierung versteht man: Anerkennung des geistigbehinderten Menschen und seiner Behinderung.“ Hier wird ein Anerkennungsbedarf des Menschen festgestellt. Es ist gewiß nicht zufällig, daß diese Bestimmung gerade auch als erste genannt wird. Ihr kommt in der Tat eine Schlüsselstellung zu. Ich bin auch der Auffassung, daß hier ein wesentliches „Bedürfnis anthropologischer Art“ in den Blick kommt, das zugleich auch eine theologische Anschlußmöglichkeit bietet, wenn wir von der Rechtfertigung des Menschen als der Annahme des Menschen, und das heißt ja seiner Anerkennung, reden. Auf die alte Vokabel „Rechtfertigung“ verstehen wir uns heute offenbar kaum noch. Wir tun uns schwer damit. Auf die Sache verstehen wir uns wohl umso besser. Denn seien wir ehrlich: Ertappen wir uns nicht immer wieder dabei, daß wir uns selbst rechtfertigen, uns selbst anerkennen? Und zwar in allen Bereichen, seien es nun Wirtschaft oder Politik, Sport oder Kunst, Wissenschaft oder Technik. Wir bringen nur zu gerne unsere eigenen Leistungen zur Sprache. Wir rufen uns ständig zu, wie herrlich weit haben wir Menschen es doch gebracht. Hier holen wir Menschen uns heute unsere Anerkennung. Zwischenfrage: Wer verlangt das eigentlich von uns? Gerhard Gloege hat diesen Sachverhalt einmal auf die Formel gebracht: „Das alles tun wir deswegen, weil wir Menschen nicht existieren können ohne Bestätigung durch andere. Wir bedürfen der Rechtfertigung, um atmen zu können. Wir sind als Menschen auf Rechtfertigung angelegt.“⁸

War in früheren Jahrhunderten das Jüngste Gericht der Horizont und

das Forum, vor dem es sich zu verantworten galt, so sind heute an diese Stelle innerweltliche und innermenschliche Instanzen getreten, die uns beurteilen und verurteilen. Sie sind schwer zu orten und doch nicht weniger mächtig als der frühere Gerichtsgedanke. Es sind die Wertmaßstäbe unserer Gesellschaft, an denen wir gemessen werden, „allen voran der Wert der Tüchtigkeit, das Leistungsprinzip. Sie sind zwar nur von Menschen formuliert, aber vielleicht auch darum so letztgültig, weil kein göttlicher und gnädiger Richter mehr über ihnen steht.“⁸ Offensichtlich ist die Sicht des Menschen, das Menschenbild, das in unserer Gesellschaft weitestgehend leitend ist, eben dieser Richterstuhl des Leistungsprinzips: Leitest Du was, so bist Du wer! Anna-Katharina Szagun beschreibt zutreffend die Konsequenzen für Menschen mit Behinderungen: „In einer Gesellschaft, in der weitgehend die wirtschaftlich produktive Leistungsfähigkeit als Kriterium von Lebensbewertung, Daseinsberechtigung und persönlicher Sinnerfüllung überhaupt gilt, muß sich der Behinderte als Mensch ständig in Frage gestellt sehen: Dispensiert von den für ‚Normale‘ gültigen Normen, abgeschnitten von Lebenserwartungen und in der Regel isoliert als Folge der Vermeidungstendenzen der Nichtbehinderten, direkt oder indirekt ständig konfrontiert mit den problematischen Einstellungen ihm gegenüber, erlebt sich der Behinderte als nicht voll gesellschafts- und kommunikationsfähig und damit als menschlich diskriminiert.“¹⁰

Wenn dieses alles richtig ist, ist offensichtlich ein Umdenken erforderlich, um Menschen mit Behinderungen eine unverkürzte Sicht ihrer selbst und eine größtmögliche Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Wenden wir uns nun mit unserer Frage nach dem Menschenbild der Bibel zu.

3 Aspekte des christlichen Menschenbildes

Man muß fragen, ob es überhaupt so etwas wie ein biblisches oder gar das biblische Menschenbild gibt. In den biblischen Büchern findet sich wohl insgesamt kein statisches Menschenbild. Sie verzichten, so hat es der Bibelwissenschaftler Gerhard von Rad einmal ausgedrückt, bewußt auf jedes statische Bild vom Menschen zugunsten einer Sicht, die den Menschen grundsätzlich im geschichtlich-konkreten Gegenüber zu Gott versteht¹¹. Das ist die eine Seite, die kritische Seite. Die Bibel leitet uns an, nicht ein festumrissenes Menschenbild mit Wesenszügen und festgelegten Verhaltensweisen auszuformulieren, sondern sie will ein Verständnis des Menschen, der immer unterwegs ist und immer wieder

neu auch herausgefordert wird. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien einige Aspekte skizziert¹²:

Erstens: Das biblische Menschenbild ist realistisch und spiegelt die menschliche Schwäche

Kain tötet seinen Bruder Abel und erhält doch Hilfe zum Leben. Jakob betrügt seinen Bruder Esau und wird selbst von seinem Schwiegervater hintergangen. Jona will seinen Auftrag nicht ausführen und flieht. Ahab nimmt sich Naboths Weinberg. Diese Reihe von Antihelden ließe sich noch beliebig fortsetzen. Es werden hier Menschen beschrieben mit guten und schlechten Seiten. Sie wirken am Heilsplan mit, trotz der vielen Fehler und Schwächen, die sie haben.

Das Alte Testament präsentiert keine phantastischen Supermänner, wie sie uns in den griechischen und germanischen Sagen begegnen. Das Heil wird nicht von den Starken erwartet, sondern gerade von den Schwachen. Ich erinnere nur an den bekannten Jesaja-Text, an dem diese Tendenz deutlich wird. *„Er hat keine Gestalt noch Schöne. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der aller Verachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit, er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. Darum haben wir ihn nicht geachtet“ (Jes 53,2-3).*

Diese Tendenz verstärkt sich in den Texten des Neuen Testaments. In den Evangelien gehört Krankheit zur Bestimmung des wirklichen Menschen. Wo Jesus erscheint, kommen die Kranken und Ausgestoßenen zum Vorschein. Bei Jesus findet sich der ganze Jammer der Menschheit: besessene, blinde, taube und lahme Menschen tauchen auf, Menschen, die krank sind an Leib und Seele, kommen in den Blick. Jesus sieht die inneren und äußeren Behinderungen der Menschen. Er begreift die Menschen – und damit ja auch uns – nicht von der Sonnenseite her, wo sie bzw. wir stark und tüchtig sind, sondern von der Schattenseite her, wo die Schwächen liegen.

Das biblische Bild vom Menschen ist äußerst realistisch. Nichts Menschliches ist der Bibel fremd. Krankheit, Leiden, Außenseitertum führen nicht zum Ausschluß aus der Gemeinschaft, sondern zur Integration. Krankheit im weitesten Sinn gehört zur Wirklichkeit. Der ganze Mensch wird angenommen. Sätze wie „Dein Glaube hat Dir geholfen“ zeigen, daß nicht nur Symptome therapiert werden, sondern daß sich der ganze Mensch mit seinen Ängsten, Wünschen und Hoffnungen in der Begegnung mit Jesus verändert.

Zweitens: Jedes Leben ist auf seine Art göttliches Leben

Die biblische Sicht des Menschen zeigt uns einen positiven Ansatz, der für unser Denken und Tun von weitreichender Bedeutung ist. Wir sagen: Jeder Mensch ist das Ebenbild Gottes. Das Heil wird nicht von einem erwartet, der stark und mächtig ist. Vielmehr gilt, daß die Menschwerdung Gottes, die wir im Leben, im Leiden und Sterben Jesu erkennen, für jeden Menschen in unterschiedsloser Weise Trost und Heil bringt. „Wir Menschen, die wir nach unseren Idealvorstellungen urteilen, meinen zwar, ein blindes oder taubes oder gehbehindertes oder geisteskrankes Leben sei ein ‚reduziertes Leben‘, sei weniger Leben als anderes. Gott aber liebt jedes menschliche Leben ... Jedes Leben ist auf seine Art göttliches Leben und muß als solches erfahren und geachtet werden.“¹³

In der beachtenswerten Gemeinsamen Erklärung christlicher Kirchen in Deutschland mit dem Titel „Gott ist ein Freund des Lebens“ wird in gleicher Weise das unbedingte Lebensrecht jedes einzelnen Menschen herausgestellt. Es wird deutlich der Anspruch abgewiesen, daß etwa jemand anders inhaltlich definieren und festlegen könnte, was das Leben, eigenes oder fremdes, ausmacht. „Und schon gar kein Recht kann es beanspruchen, an der eigenen Vorstellung vom Wert oder Unwert des Lebens andere messen zu wollen, um ihnen daraufhin gegebenenfalls den Lebenswert, die Qualität zu leben, als das Recht zu leben abzusprechen.“¹⁴ Es wird herausgestellt, daß in theologischer Sicht „die Anerkennung des Menschen durch Gott den Menschen als Person (konstituiert). Das mitmenschliche und gesellschaftliche Verhalten macht und setzt darum nicht die personale Würde des anderen; es anerkennt sie.“¹⁵

Man darf in diesem Zusammenhang auch daran erinnern, daß bereits auf der staatlichen Ebene grundsätzliche juristische Fixierungen von der Unantastbarkeit der Menschenwürde, wie sie sich in Länderverfassungen finden, Zuschreibungen darstellen, die von keinen Bedingungen und Leistungen abhängig zu machen sind. Damit ist festgehalten, daß für ein freies menschliches Gemeinwesen die Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit der Würde eines jeden Menschen eine entscheidende Voraussetzung darstellt.

Angesichts der Tendenzen zu einem Menschenbild jenes rationalen, zweckbestimmten Zuschnitts, das Peter Singer ausformuliert hat, und das das Menschsein von einem Höchstmaß an Lebensglück und einem

Mindestmaß an Leiden und Schmerz abhängig machen will, ist es unsere Aufgabe, uns in das Gespräch der Zeit einzuschalten und jenes Angebot eines Verständnisses menschlichen Lebensrechtes ohne jede Bedingung und ohne Auflagen von Leistungen einzubringen, um das es der Bibel geht.

Drittens: Die Bibel sieht den Menschen ganzheitlich

Das biblische Menschenbild ist weiterhin dadurch gekennzeichnet, daß es den Körper und Geist, den Leib und die Seele nicht auseinanderreißt. Ja, nicht nur nicht auseinanderreißt, sondern nicht einander unterordnet der Körper dem Geist, der Leib der Seele. Es ist ja nicht zufällig, daß im 1. Korinther-Brief, Kap. 15 die Leiblichkeit als das Ziel aller Wege Gottes beschrieben wird, daß in der Auferstehung der Mensch nicht ein Geistwesen ist, sondern einen neuen Leib bekommt. Dies ist eine Sicht, die auch in der Geschichte des Christentums nicht immer durchgehalten wurde. Diese ganzheitliche Sicht des Menschen, die wir aus der Bibel gewinnen könnten, hat heute einen neuen, einen kulturkritischen, einen gesellschaftskritischen Sinn. Nur ein ganzheitliches Verständnis des Menschen, nur ein ganzheitliches Menschenbild kann dem Menschen gerecht werden. Dies ist ein theologisch-anthropologisch grundlegender Zusammenhang, der für unser praktisches Tun von weitreichender Bedeutung ist.

Viertens: Weitere Aspekte

Ich bin überzeugt, daß uns mit dem christlichen Verständnis des Menschen nach wie vor eine Perspektive gegeben ist, die für unser Handeln in unseren diakonischen Einrichtungen wie für die Lebensbegleitung von Menschen mit Behinderungen nicht nur hilfreich, sondern grundlegend ist. Von da aus werden wir etwa auch zu Sätzen folgender Art befähigt:

- Gut, daß es Dich gibt (Gottesebenbildlichkeit),
- Ich verstehe, Du möchtest frei sein (der Mensch als ein Wesen der Freiheit),
- Du darfst sagen: Ich kann nicht mehr (der Mensch als jemand, der scheitern kann),
- Wir können in die Zukunft gehen, auch wenn es oft schwer ist (Gottes Treue hält uns).

Mit den anthropologischen Perspektiven, die sich in solchen exemplarisch gemeinten Sätzen ausdrücken, können wir uns an unsere verant-

wortungsvolle Aufgabe begeben, ohne von ihrer Größe erdrückt zu werden.

Das spezifisch Christliche ist in diesem Sinne als ein Sinn- und Lebenshorizont zu verstehen und stellt keinen empirischen Befund dar. Das christliche Verständnis vom Menschen, das die Menschwerdung des Menschen im Sinne und im Zusammenhang der Geschichte Gottes mit uns Menschen begreift, wird so nicht ein für allemal in eine überzeitlich fixierende Definition gefaßt, sondern ist im Sinne eines christlichen Sinnhorizontes des Menschseins zu verstehen. Solche Perspektiven können im Alltag zum Tragen kommen, indem sich daraus Impulse für das gemeinsame Leben und den Umgang miteinander ergeben.

4. Das christliche Verständnis des Menschen im Blick auf die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen

Vielleicht beschleicht den einen oder die andere Hörer bzw. Hörerin nun die bange Frage: Wie kann ich einem solch hohen Standard gerecht werden? Ist es nicht ein zu hoher Anspruch so von der Menschenwürde und dem Wert des Menschen zu reden? Auch wenn – gemäß der thematischen Aufgabenverteilung, die uns als Referenten sinnvollerweise vorgegeben wurde – in den übrigen Referaten dieses Symposiums stärker die Konkretionen im Blick sind, möchte ich doch nicht ganz darauf verzichten, an einigen Beispielen aufzuzeigen, wie sich das christliche Menschenbild im Handeln, im Umgang, in der Begegnung und im Leben mit Menschen mit Behinderungen konkretisiert. Bei den Beispielen sind die Aktionsebenen der Personen, der Institution sowie der Gesellschaft berücksichtigt¹⁶.

(1) Wo Menschen mit Behinderungen – seien sie Kinder, seien sie ein Mädchen oder ein Junge, seien es Jugendliche oder Erwachsene – nicht mehr Objekt unserer Fürsorge sind, Gegenstand der Diagnostik oder der Förderung, sondern wenn sie einen Namen haben, mit dem sie angesprochen und so angemessen beachtet werden: als Frau Meier oder Herr Becker, als Klaus oder Hans – da lassen wir Menschen mit Behinderungen die angemessene Aufmerksamkeit zukommen und werden so den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.

(2) Wo die vitalen Bedürfnisse als Ausdruck menschlicher Lebendigkeit gesehen werden, wo die Leiblichkeit und die Sinnlichkeit unter Ein-schluß des erotischen und sexuellen Erlebens wahrgenommen und akzeptiert werden als Weg für Gesundheit, Wohlbefinden und Begegnung – da tragen wir der Ganzheitlichkeit menschlichen Lebens Rech-

- nung und werden so den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.
- (3) Wo wir den einzelnen und die einzelne als jemanden sehen, der oder die das Anrecht hat, sich als Person zu erleben und sich nicht als Objekt von Förder- und Pflegemaßnahmen zu erfahren – da lassen wir den Menschen mit Behinderungen wirkliche Wertschätzung zukommen und werden so den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.
- (4) Freilich gibt es auch eine Geringschätzung von Menschen mit Behinderungen, die sich darin zeigt, daß man sie nicht hinreichend fordert. Fördern heißt ja zugleich immer auch, etwas fordern. Solche Geringschätzung kann sich etwa so zeigen: Manche Menschen mit Behinderungen benehmen sich anderen Menschen gegenüber unangemessen. Wenn man hier versucht, eine Änderung herbeizuführen, wird häufig gesagt: „Ach, lassen Sie ihn doch. Er versteht es ja nicht besser. Bei dem macht es mir nichts aus. Der ist ja geistig behindert.“ – Wo wir angemessenen Erwartungen Ausdruck geben und angemessene Forderungen an Menschen mit Behinderungen stellen, werden wir den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.
- (5) Wo wir den Wert eines Menschen, seine Anerkennung, seine Wertschätzung nicht in unmittelbare Abhängigkeit bringen von Leistung und eines Kosten-Nutzen-Denkens, nicht von biologistischen oder noch genauer soziobiologistischen und rassistischen Denkkategorien her ansehen, sondern wo wir den einzelnen und die einzelne das bleiben lassen und erfahren lassen, was sie von vornherein zunächst einmal sind: Gottes geliebte Kinder, Gottes geliebte Töchter, Gottes geliebte Söhne – da achten wir Menschen mit Behinderungen und werden so den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.
- (6) Wo der Tages-, Wochen- und Monatsablauf vom Gesichtspunkt der Normalisierung her gestaltet werden und die Schlafenszeiten für Erwachsene sich nicht nach den Zu-Bett-Gehzeiten der Kinder richten, wo wir nicht alles aus unserer Sicht her vorentscheiden, sondern auch ein Stück weit gemeinsame Entscheidungen zu treffen uns bemühen – da praktizieren wir zumindest ein Stück weit partnerschaftlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen und werden so den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.
- (7) Menschenbilder konkretisieren sich auch in Sprache und durch Sprache. Schauen wir doch alle einmal bei uns selbst nach, in welcher Weise sich unser Verständnis vom Menschen in unserer Sprache niederschlägt. Ich erinnere mich noch an die Zeit Anfang der siebziger Jahre, als in den diakonischen Einrichtungen die Bewohnerinnen und

Bewohner noch durchgehend mit Du und dem Vornamen angesprochen wurden. Das war einerseits etwas Vertrautes, Ausdruck einer vertrauten Beziehung, aber auf der anderen Seite war damit doch eine Herabsetzung verbunden, zumal dann, wenn man noch von Heiminsassen und „unseren Deppen“ sprach. Auch in unseren Tagen wird in unserer Gesellschaft immer wieder von der oder dem „Behinderten“ gesprochen. Diese Sprache wirkt eindeutig stigmatisierend. Angemessen ist es, von dem „behinderten Menschen“ oder noch besser von „Menschen mit Behinderungen“ zu sprechen. Gerade durch die zuletzt genannte Formulierung wird deutlich zum Ausdruck gebracht, daß die Behinderung keine Totalbezeichnung darstellt, sondern ein Spezifikum der entsprechenden Person. Wo wir so von Menschen mit Behinderungen reden, werden wir den Bedürfnissen menschlicher Existenz gerecht.

Ich komme zum Schluß: **5. Der Blick nach vorne**

In den siebziger Jahren gab es in der Behindertenarbeit eine große Aufbruchstimmung. Es ging in vieler Hinsicht äußerlich sichtbar voran. Der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen fehlt heute oft der mitreißende Schwung jener Jahre. Manches schleppt sich müde hin, erweckt oft den Eindruck des Überfordertseins oder ist Ausdruck von Überfordertsein. Es ist ja auch nicht zu verhehlen, daß gewisse Rückschläge festzustellen sind, die man nicht beschönigen sollte. Aber man lebt nicht immer in Zeiten des Aufbruchs. Es gibt auch Phasen der Stagnation bzw. des langsameren Vorankommens, Zeiten der kleinen Schritte.

Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – sollten wir zur Kenntnis nehmen, was der Würzburger Sonderpädagoge Andreas Möckel in seiner „Geschichte der Heilpädagogik“¹⁷ herausgearbeitet hat. Er hat nämlich die Integration von Menschen mit und ohne Behinderungen als historisch folgerichtige und notwendige Entwicklung dargestellt. Er hat darauf hingewiesen, daß zur Integration, wolle sie diesen Namen verdienen, auch die subjektive Zustimmung aller Beteiligten gehöre. Er schreibt, „daß es keinen Weg zurück zu einer naiven (gemeint ist: einfachen) Integration geben wird, wie sie vor 200 Jahren in Dörfern und kleinen Städten bestanden haben mag, wo Behinderung und Armut in die ständische Hierarchie integriert waren. Die Integrationsforderung zielt vielmehr auf eine in die Zukunft gerichtete Umwandlung von Normen der Gesellschaft, die mit der Heilpädagogik vor 200 Jahren begonnen hat, aber erst an ihr Ziel gekommen sein wird, wenn das Besondere der Sonderpädagogik nicht mehr als solches empfunden wird.“

Ich möchte mit diesem Hinweis nicht auf das Morgen vertrösten und gegenwärtig alles beim alten gelassen wissen, sondern deutlich machen, daß wir schon ein erhebliches Stück vorangekommen sind. Diese geschichtliche Perspektive ist mir wichtig, weil sie m. E. zurecht erkennen läßt, daß es hier um einen historisch notwendigen Prozeß geht, der in seiner Gesamtrichtung unumkehrbar ist. Gewiß, die neue Behindertenfeindlichkeit, die erneute Diskussion über den Wert des menschlichen Lebens stehen dem entgegen, scheinen einer solchen Perspektive zu widersprechen. Aber gleichzeitig blickt die Integrationsbewegung inzwischen auf beträchtliche Erfahrungen und Erfolge zurück. Zunehmend wird Behinderung in ihrer unterschiedlichen Ausprägung als Erscheinungsform menschlichen Lebens anerkannt. In diesem Sinne ist die Frage der Normalisierung, deren Kern in der Anerkennung des geistigbehinderten Menschen liegt, fortzuschreiben.

Hieß es früher, es geht um ein Leben, das so normal wie möglich ist, gilt es heute, nachdem vieles bereits erreicht worden ist, zu der Formel voranzuschreiten: „Normal ist es, verschieden zu sein.“ Damit wird der Prozeß der Erweiterung der Normen in unserer Gesellschaft – oder um mit A. Möckel zu sprechen: der Umwandlung der Normen in unserer Gesellschaft – deutlicher Rechnung getragen. Diese Aussage ist auf der einen Seite in ihrer kulturkritischen und gesellschaftskritischen Dimension und Zielrichtung zu sehen. Auf der anderen Seite ist sie freilich auch eine Frage an jeden einzelnen Christen und jede einzelne Christin persönlich wie im Blick auf die Zustände und die Wirklichkeit in unseren christlichen Gemeinden und diakonischen Einrichtungen anzuwenden und zu reflektieren. Auch hier gab und gibt (?) es Menschenbilder, die bisweilen eher lebensbehindernd als lebensförderlich sind.

Daß wir in unseren Gemeinden zunehmend „durchmischte“ Gemeinden werden, für die nicht der Grundsatz des Philosophen Aristoteles gilt „Gleich und gleich gesellt sich gern“, sondern wo das biblische Verständnis von Gemeinschaft praktiziert wird, daß gleich und ungleich unter dem Namen Christi zusammenkommen, ist weithin noch eine einzulösende Aufgabe. Denn: Normal ist es, verschieden zu sein, weil wir von daher leben, daß wir alle Gottes Söhne und Töchter sind.

Aus christlicher Sicht ist diese Formel „Normal ist es, verschieden zu sein“ eine realistische Lebensperspektive, weil der letzte Maßstab für den Wert des Lebens in Gott liegt. Hier gilt es für Christinnen und Christen erneut, gegenüber Gefährdungen in unseren Tagen entschieden

Anwalt und Lobby von Menschen mit Behinderungen zu sein und in der Frage nach dem Recht auf Leben nicht nachzugeben.

Lassen Sie mich schließen mit einer Passage von Dietrich Bonhoeffer. In der Zeit von 1940 bis 1943 hat er sich intensiv mit der Frage des sog. „lebens(un)werten Lebens“ beschäftigt. In seiner „Ethik“ heißt es: „Wo sollte auch, außer in Gott, der Maßstab für den letzten Wert eines Lebens liegen? In der subjektiven Lebensbejahung? Darin vermag manches Genie von einem Idioten übertroffen werden. In dem Urteil der Gemeinschaft? Hier würde sich alsbald zeigen, daß das Urteil über sozial wertvolles oder wertloses Leben dem Bedarf des Augenblicks und damit der Willkür ausgesetzt wäre und daß bald diese, bald jene Gruppe von Menschen von dem Vernichtungsurteil getroffen würde. Die Unterscheidung von lebenswertem und lebensunwertem Leben zerstört früher oder später das Leben selbst.“¹⁸

¹ Beim Symposium wurden einige Passagen des Beitrages in komprimierter Form vorgelesen. Für den Druck wurden einige Anmerkungen hinzugefügt.

² In: R.B. Kugel/W. Wolfensberger (Eds.), *Changing Patterns in Residential Services for the Mentally Retarded*, Washington, D.C. 1969. – Dt. Ausgabe: dies. (Hrsg.), *Geistig Behinderte – Eingliederung oder Bewahrung?*, Stuttgart 1974, S. 33 – 46.

³ N.E. Bank-Mikkelsen, *Das Normalisierungsprinzip*, in: *Zur Fortbildung 1972*, Heft 2, S. 30.- Hervorhebung von mir.

⁴ Siehe dazu H. Adam, *Normalisierung als Leitidee der Schule für geistig Behinderte*, in: dies., *Liebe macht erfinderisch. Ausgewählte Studien zur Geistigbehindertenpädagogik*, Würzburg 1990, S. 25.

⁵ H. Adam, *Normalisierung als Leitidee*, aaO., S. 28. Auf S. 37 schreibt die Autorin, was m.E. auch heute noch gilt: „Es ist zu fragen, ob nicht der Begriff der Normalisierung durchaus geeignet ist, das Integrationsziel wirksam und verständlich in die gesellschaftliche Umwelt hineinzuvermitteln. Weil er einerseits einfach und andererseits umfassend ist, scheint er mir anderen möglichen Leitbegriffen überlegen zu sein, um vorhandene Konzepte der Behindertenarbeit zu integrieren und Neues anstoßen zu können.“

⁶ Für eine Erörterung der Bedeutung des Normalisierungsprinzips in unterschiedlichen Hinsichten sei auf die auch heute noch lesenswerte Studie von H. Adam, *Normalisierung als Leitidee der Schule für geistig Behinderte*, aaO., S. 21-38, verwiesen. Dabei wird zwar auf die Schule Bezug genommen, aber letztlich ist in den Ausführungen die gesamte Behindertenarbeit im Blick, wie die folgenden Sätze am Ende des Beitrages verdeutlichen: „Das Normalisierungsprinzip hat den Vorteil, daß es die gemeinsame Basis aller auf Menschen mit Behinderungen bezogenen Bemühungen bilden kann. Denn Normalisierung umschließt alle Bereiche. Es kann nicht nur für die pädagogischen Bemühungen als Prinzip gelten, sondern ebenso für die rechtlichen, gesellschaftlichen und alle weiteren Aspekte der Arbeit mit Menschen mit geistigen Behinderungen“ (S. 38).

⁷ Vgl. dazu D. Fischer, *Ich setzte meinen Fuß in die Luft – und sie trug. Leben und Lernen mit behinderten Menschen*. Bd. 1, Würzburg 1992, S. 79.

- ⁸ Vgl. G. Gloege, *Gnade für die Welt*, Göttingen 1964, S. 31 f. – Ebenso formuliert R. Lachmann: „Wir können nicht leben, ohne daß andere Menschen uns anerkennen, unseren Wert bestätigen, unsere Leistungen achten, uns zeigen, daß sie etwas von uns halten. Kein Mensch kann ohne Resonanz, ohne das Gefühl akzeptiert zu werden, wirklich leben. Ein Blick auf unser alltägliches Leben und Verhalten bestätigt das: Was tun wir nicht alles, um das zu erreichen?“ (*Grundsymbole christlichen Glaubens*, Göttingen 1992, S. 94).
- ⁹ P. Siber, *Angenommen durch Christus* (Glaubensseminar für die Gemeinde, Heft 8), Zürich 1992, S. 10.
- ¹⁰ *Behinderung*, Göttingen 1983, S. 32.
- ¹¹ G. von Rad, *Theologie des Alten Testaments*, Bd. 2, München 1975, S. 369 f.
- ¹² Vgl. dazu G. Adam/H. Adam, *Den andern mit den Augen Christi sehen*, in: *Diakonisches Werk der EKD* (Hrsg.), *Danken und dienen*, Stuttgart 1991, S. 41-43.
- ¹³ J. Moltmann, *Befreit Euch – nehmt einander an*, in: *Zur Orientierung 1982*, S. 14.
- ¹⁴ *Kirchenamt der EKD / Sekretariat der Dt. Bischofskonferenz* (Hrsg.), *Gott ist ein Freund des Lebens. Herausforderungen und Aufgaben beim Schutz des Lebens. Gemeinsame Erklärung des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz in Verbindung mit den übrigen Mitglieds- und Gastkirchen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West)*, Gütersloh 1989, S. 41.
- ¹⁵ *Ebd.*, S. 42.
- ¹⁶ *Einige Anregungen für die folgenden Beispiele verdanke ich D. Fischer, Ich setzte meinen Fuß in die Luft – und sie trug. Leben und Lernen mit behinderten Menschen*, Bd. 3, Würzburg 1992, S.147. Dort finden sich weitere Konkretionen. Vgl. auch H. Adam, *Menschenbild und Behindertenpädagogik*, in: *dies., Liebe macht erfindend*, Würzburg 1990, S.187 f.: *Partner-Sein – Fördern -Betreuen*.
- ¹⁷ Stuttgart 1988, S. 243.
- ¹⁸ D. Bonhoeffer, *Ethik*, München 1949 = ¹¹1985, S. 174.